

Weihnachten – ein Ja zum Fest aus säkular-humanistischer Sicht

VON JOACHIM KAHL

Auch ohne den Glauben an die Geburt eines göttlichen Welterlösers lässt sich Weihnachten, genauer die Weihnachtszeit, gut feiern. Weihnachten ist ein unverwüstliches Fest, das einem realen Bedürfnis entspringt. Es entspringt dem Bedürfnis, sich in der dunkelsten und kältesten Zeit des Jahres mit einer Fülle von Symbolen und Utensilien das Licht und die Wärme zu vergegenwärtigen, die wir Menschen brauchen, um unserem Leben eine spirituelle Orientierung über den Tag hinaus zu geben.

Auch ich, ein erklärter Atheist, feiere gerne Weihnachten. Ich feiere es als ein weltliches Friedensfest, als geselliges und heiteres Fest der Mittwinterzeit. Ich nehme mir die Freiheit, diesem Fest, das eine lange christliche und eine kaum kürzere vorchristliche Geschichte hat, einen neuen, nachchristlich-humanistischen Sinn zu geben, der mit meiner säkularen Weltanschauung in Einklang steht. Dass dies gelingen kann und immer mehr Menschen gelingt, zeigt, dass ein produktiver Umgang mit Religion als kulturellem Erbe möglich ist. (Die Idee, Religion als Kulturerbe dialektisch aufheben zu können, ist mir spätestens seit meiner Lektüre der Buches von Ernst Bloch „Atheismus im Christentum“ 1968 vertraut.)

Produktiver Umgang mit dem religiösen Kulturerbe ist respektvoll und respektlos zugleich. Respektvoll, insofern er Religion nicht auf ein Konglomerat von

Betrug und Selbstbetrug, von Illusionen und Grausamkeiten reduziert. Respektlos, insofern religiöse Bewusstseinsformen aber doch als notwendige, wenn auch als vergängliche Durchgangsstufen im Prozess geistig-kultureller Weltaneignung interpretiert werden. Dadurch entsteht ein Zugewinn an geistiger Klarheit und Sauberkeit, ohne einen Verlust an emotionaler Tiefe mit einzuschließen.

Der qualitative Unterschied zwischen Neuheidentum (Neopaganismus) und historisch reflektiertem Atheismus wird am Umgang mit Weihnachten besonders deutlich. Neuheidnisch (und illusionär zugleich) wäre es, das Weihnachtsfest abschaffen und simpel das Fest der Winter Sonnenwende wiederbeleben zu wollen. Ein humanistischer Atheismus dagegen wird die inhaltliche Anreicherung und emotionale Aufwärmung des Festes, die durch die Botschaft des Engelschores „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ eingetreten ist, weder übersehen noch auf sie verzichten. Denn darin spricht sich – als ein Echo des augusteischen Zeitalters – ein politisch-universalistisches Ethos aus, das gerade uns Heutigen gut zu Gesicht steht. Auch jene können sich davon inspirieren lassen, denen der Glaube an die jungfräuliche Geburt eines Messias im Stall zu Betlehem schon längst abhandengekommen ist oder nie zu eigen war.

Ich feiere Weihnachten als ein nachchristliches Fest, bei dem die Wintersonnenwende in der Mittwinterzeit als dessen dauerhafte naturgeschichtliche Grundlage mit der Friedensbotschaft als einem Kernbestandteil des christlichen Beitrags zu einer höheren Einheit zusammenfinden. Ich feiere nicht die Menschwerdung Gottes, sondern die Menschwerdung des Menschen, für die der Friede eine entscheidende gesellschaftliche Bedingung ist. Allerdings wird der Friede den Menschen nicht geschenkt, wie es die Botschaft der Engel und der Glaube an die Geburt eines göttlichen Heilandes behaupten. Friede kann – in all seinen komplexen Dimensionen – nur als ein Resultat kluger und koordinierter Tätigkeit vieler Menschen entstehen und wird von daher nie ein für alle Mal gesichert sein.

Die Erfolgsgeschichte des christlichen Weihnachtsfestes nahm ihren Anfang, als im vierten Jahrhundert der Bischof von Rom den bis dahin unbekanntem und unerörterten und uninteressanten Geburtstermin des christlichen Welterlösers, der ja auch in der neutestamentlichen Erzählung unerwähnt ist, aus eigener Machtvollkommenheit auf das Fest des unbesiegtten Sonnengottes, des *sol invictus*, legte. Damit besiegelte er liturgisch – nach der verkürzt so genannten konstantinischen Wende – den Aufstieg des Christentums zur Staatsreligion des römischen Reiches.

Dies war ein geschickter religionspolitischer Schachzug von großer strategischer Tragweite. Denn der Festtag der unbesiegtten und unbesiegbaren Sonne war der 25. Dezember, ein Tag, an dem ohnehin gefeiert wurde: das Fest der Saturnalien, ein fröhliches Volksfest mit Kerzenlicht und Geschenken. Keck behauptete der Bischof, indem er den Himmelskörper völlig spiritualisierte, die wahre Sonne sei

damals endgültig in Betlehem aufgegangen: die Sonne des Heils, die Sonne der Gnade, die Sonne der Barmherzigkeit – und zwar in Gestalt des christlichen Erlösers Jesus Christus. Damit verschmolz er die damals junge christliche Religion mit der uralten, bei den meisten Völkern der Erdnordhalbkugel gefeierten Wintersonnenwende, in der sich ja in der Tat die Unbesiegbarkeit der Sonne am sinnfälligsten dokumentiert. Dunkelheit und Kälte sind nicht von Dauer, sondern werden bald wieder der Sonne weichen müssen. So ist es – dank einer ehernen Naturgesetzlichkeit, die spätestens seit Newtons Kosmologie bekannt.

Der Sieg des Lichtes über die Finsternis und der Wärme über die Kälte wurde von einigen Völkern nördlich der Alpen als Julfest mit Julschmaus und Julbier gefeiert. In der dunkelsten Zeit des Jahres feierten sie die bevorstehende Rückkehr des Sonnenlichtes, das Nahen eines neuen Frühlings. Das Julfest war ein Fest des Lichtes, der Freude, der Hoffnung, der Fruchtbarkeit. Es war ein Fest der Einheit von Sonne und Erde, der Einheit von Mensch und Natur, ein Fest der Versöhnung zwischen Mensch und Tier und der Versöhnung der Menschen untereinander. Den wilden Tieren im Wald wurde Futter hingestreut. Streitereien und Kämpfe zwischen Menschen wurden vorübergehend ausgesetzt: eine Verhaltensweise, die als Julfrieden bezeichnet wurde.

Die christliche Weihnachtsbotschaft von der Geburt eines gottgesandten Friedensfürsten im fernen Betlehem konnte hieran unschwer anknüpfen, auch wenn sie andere geschichtliche Wurzeln hatte. Sie war nicht allein ein ideeller Abkömmling der langanhaltenden Friedensphase unter dem römischen Kaiser Augustus, sie erwuchs auch aus der alttestamentlich –

prophetischen Schau einer messianischen Endzeit, in der Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet werden sollten.

Unter all diesen Gesichtspunkten habe ich keinerlei Scheu vor der eingebürgerten Bezeichnung des Festes. „Weihnachten“ ist ein gutes altes deutsches Wort. Im Mittelhochdeutschen heißt die Mehrzahlbildung „wihen nahten“, geweihte Nächte. Gemeint sind die Nächte um die Winter Sonnenwende herum. Diese Nächte erschienen unseren germanischen Vorfahren „geweiht“, weil in dieser dunkelsten Zeit des Jahres der lebenspendende, lebenssichernde Umschlag erfolgt: die Wintersonnenwende. „Alle Jahre wieder“, eben periodisch, dem Umlauf der Erde um die Sonne folgend, bahnt sich der Sieg des Lichtes über die Dunkelheit an, und die Tage werden wieder länger. Ohne weltanschauliche Verrenkung feiere ich also das Weihnachtsfest, nicht das Christfest, wie auch der lichter geschmückte Tannenbaum für mich nicht der Christbaum, sondern der Weihnachtsbaum ist.

Von daher ist verständlich, dass in meiner Wohnung auch ein Adventskranz steht und ich keinerlei Berührungängste gegenüber adventlicher und weihnachtlicher Folklore habe. Der Adventskranz ist ein im 19. Jahrhundert christianisierter Jahreskranz, der ursprünglich die vier Jahreszeiten anzeigte. Wie der Weihnachtsbaum fügt er natürliches Immergrün von Nadelbäumen, nicht Laubbäumen mit Kerzenlicht als der Gestalt des im wörtlichen Sinne domestizierten Sonnenlichtes zu einer harmonischen Einheit zusammen. Eine Krippe mit einem anbetungswürdigen Säugling, der die Welt von ihrer Sünde erlösen soll, wird man allerdings vergeblich bei mir suchen. Ich gestehe freimütig, dass mich Krippenausstellungen und liebevoll gestaltete Schaufester altehrwü-



Dr. Dr. Joachim Kahl ist freiberuflicher Philosoph mit den Arbeitsschwerpunkten Religionskritik, Ethik, Ästhetik.

ger Buchhandlungen mit Krippe, „hochheiligem Paar“, tumben Hirten und den „heiligen“ drei Königen schon seit Jahrzehnten langweilen.

Aber der vorweihnachtlichen Stimmung in den Innenstädten mit Tannenschmuck, Lichterglanz, Duft von gebrannten Mandeln, Glühwein und Musik öffne ich mich gerne. Durchschaue und bejahe ich doch die uralten und hochlegitimen Bedürfnisse, die sich darin artikulieren. Den blätternen christlichen Firnis über alldem Treiben nehme ich belustigt und leidenschaftslos zur Kenntnis. Dass die Weihnachtszeit für den Einzelhandel die umsatzstärkste Zeit des Jahres ist, gilt mir als ein banaler ökonomischer Sachverhalt, aus dem sich wenig gesellschaftskritischer und religionskritischer Honig saugen lässt.

Das Weihnachtsfest ist so robust, ja unverwüsthlich, weil es eine eigene naturgeschichtliche Grundlage hat, die bleibt, auch wenn die spezifisch christlich-religiöse Sinngabe rapide verblasst. Darin unterscheidet es sich qualitativ von anderen Festen des Kirchenjahres, die nur aus der Dogmatik der christlichen Heilslehre heraus konstruiert sind, etwa Christi Himmelfahrt und Pfingsten. Am traurigen Schicksal des Himmelfahrtstages lässt sich auch ablesen, dass Verweltlichung allein kein erstrebenswertes Ziel ist. Weil niemand mehr etwas Sinnvolles mit der Vorstellung einer Himmelfahrt anfangen kann, ist er verkommen zum Vorwand für

lächerliche Besäufnistouren innerhalb der männlichen Hälfte des Menschengeschlechtes. Eine humanistische Verweltlichung sähe anders aus.

Das Osterfest dagegen hat – Weihnachten darin verwandt – eine natürliche Grundlage, den Frühling. Mit genialer Intuition lässt Goethe seinen Faust beim Osterspaziergang zu seinem Begleiter Wagner sagen: „Sie feiern die Auferstehung des Herrn, denn sie sind selber auferstanden.“ Auferstanden aus den Banden des Winters mit seiner Kälte und Erstarrung. Ein allgemeines Frühlingsfest ist in der Tat hochwillkommen, eine emotionale Notwendigkeit. Die österliche Folklore mit Eiern, Osterbrunnen, Osterhasen, ursprünglich heidnisch wie Tannenbaum und Adventskranz, spricht eine deutliche Sprache. So sieht es auch Faust, als er sich der Dorfkirmes nähert: „Ich höre schon des Dorfs Getümmel, hier ist des Volkes wah-

rer Himmel, zufrieden jauchzet groß und klein: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

„Ein Leben ohne Feste ist wie eine Wanderung ohne Einkehr.“ So formulierte es der altgriechische Denker Demokrit, der „lachende Philosoph“. So ist es. Menschen brauchen Feste zur Gliederung des Lebens. Der Alltag wird dadurch erträglicher. Aber Feste feiern will gelernt sein. Weihnachten feiern will erst recht gelernt sein. Es ist, weil emotional vielfach überfrachtet, das Familienfest mit dem höchsten Konfliktpotential. Der kommerzielle Weihnachtsrummel führt zu Weihnachtsstress, dem sich zu entziehen auch eine erlernbare Kunst ist. Viele junge und nachdenklich gewordene Menschen mit Gespür für entleerte Formen fliehen daher vor Weihnachten. Das ist nachvollziehbar, aber nicht zwingend. Ich wünsche mir und anderen lieber mit heiterer Skepsis: „Frohes Fest“.